Schweizerdeutsch

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Heimatschutz = Patrimoine**

Band (Jahr): **76 (1981)**

Heft 4-de

PDF erstellt am: **28.03.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Gesprochenes Hochdeutsch in Bedrängnis

Mundart um jeden Preis?

In den Satzungen vom 15. Mai 1938 hat sich der Bund Schwyzertütsch bekanntlich als Zweck gesetzt, «die Kenntnis, die Pflege, das Ansehen und den Gebrauch der schweizerdeutschen Dialekte zu fördern». Wohl kaum hätten sich die damaligen Gründer, Adolf Guggenbühl und Eugen Dieth, denken können, dass wenige Jahrzehnte später, seit der sogenannten dritten Mundartwelle in den sechziger Jahren, das Schweizerdeutsche einen Aufschwung erfahren hat wie nie zuvor in seiner Geschichte, dass es nicht nur in hervorragendster Weise wissenschaftlich erforscht worden ist (wie etwa im Schweizerdeutschen Wörterbuch und im Sprachatlas der deutschen Schweiz) und nicht nur von einer stets zunehmenden Zahl von Institutionen und Einzelpersonen «gepflegt» wird, sondern dass es sich auch bei seinen früheren Verächtern des höchsten Ansehens erfreut und dass sein Gebrauch einen Umfang angenommen hat, der die Linguisten berechtigt, ihm nicht mehr einfach den Status eines deutschen Dialektes, sondern – wenigstens für die mündliche Verwendung – einer sogenannten «Ausbausprache» zuzuerkennen. Der in den dreissiger Jahren im Zeichen der Geistigen Landesverteidigung begonnene Kampf um die Erhaltung und die Geltung der Mundart hat also mit einem nie erhofften Sieg geendet, und der Bund Schwyzertütsch hätte Grund sich nur zu freuen.

Einzelne seiner Mitglieder mögen es unbefangen tun, andere beschleicht die Sorge, die so mühsam in Gang gebrachte Entwicklung sei mittlerweile übers Ziel hinausgeschossen und der Kampf um den Dialekt sei dann sinnlos geworden, wo dieser nicht mehr primär im Spannungsfeld zu einer Standardsprache steht, sondern eben selbst den Rang einer Sprache bekommen hat, die nun mit allen Ansprüchen einer solchen auftritt. Bildlich gesprochen: die emanzipierten Kinder könnten nicht nur ihre Eltern aus dem Nest werfen, sondern sich um deren Erbe auch so lange balgen, bis die schwächeren das Nachsehen haben und nur noch die stärksten überleben. Genau hier liegen nun die zwei entscheidenden Probleme:

1. Schweizerdeutsch hat sich als mündliche Sprachform so stark durchgesetzt, dass Hochdeutsch kaum mehr gesprochen wird. Dessen Geltung ist in allen Bereichen des öffentlichen Lebens äusserst eingeschränkt worden. In der Politik, in Kirche und Armee, in Radio und Fernsehen und in zunehmendem Masse auch in den Schulen bis zur Universitätsstufe gewinnt das Hochdeutsche eine fast ritualisierte Funktion; der Sprachbenutzer empfindet seine Verwendung als unnatürlich und gekünstelt, so dass es zur «Fremdsprache» wird, die man nur noch dort anwendet, wo man bewusst eine Verfremdung bezweckt. Obschon heute dank des Einflusses der deutschen Massenmedien jedermann viel besser Hochdeutsch versteht, so schwindet die Bereitschaft, diese Sprache zu sprechen in einem Ausmass, das ihre Verwendung schliesslich fast tabuisiert. In den meisten Diskussionen *darf* man nicht mehr hochdeutsch sprechen, und der Wechsel von der einen zur andern Sprachform erfolgt stets zugunsten des Dialekts, sogar wenn durch seine ausschliessliche Verwendung die Verständlichkeit beeinträchtigt wird. Von einer «sinnvollen Aufgabenteilung zwischen Schriftdeutsch und Mundart», wie sie der Bund Schwyzertütsch schon vor zehn Jahren forderte, kann heute nicht mehr die Rede sein. Aus «staats- und kulturpolitischen Gründen» muss heute nicht die Erhaltung des Dialekts, sondern die des gesprochenen Hochdeutschen gefordert werden:

– Nur wenn der Deutschschweizer Hochdeutsch nicht nur mühelos versteht, sondern in einer umgangssprachlichen Form, die durchaus etwas helvetisch getönt sein darf, auch korrekt und idiomatisch richtig (was die Linguistik als «pragmatische Kompetenz» bezeichnet) auch zu sprechen versteht, ist er in der Lage, an der Kultur der deutschsprachigen Länder nicht nur konsumierend, sondern aktiv teilzunehmen und mit der stark zunehmenden Zahl von anderssprachigen Ausländern, die Deutsch lernen, in Kontakt zu treten. Die mehrsprachige Schweiz würde sich um eine ihrer wichtigsten Chancen bringen, wenn sie darauf verzichtete, durch das gesprochene Wort über die Landesgrenzen hinaus auszustrahlen.

– Der Verzicht auf das gesprochene Hochdeutsch würde bedeuten, dass wir alle nicht deutschsprachigen Schweizer wie auch die in unserem Lande lebenden Ausländer von unserer Kultur ausschliessen. Dass heute schon ein Graben zwischen Deutsch und Welsch klafft, ist eine Tatsache, die nur noch die Deutschschweizer nicht wahrhaben wollen, die immer noch glauben, es genüge den «chers com-

patriotes romands» schulterklopfend die Sympathie so zu zeigen, dass wir in unseren Mundarten einige französische Lehnwörter mehr als im Hochdeutschen verwenden. Wenn die Romands in Zukunft nur noch Schweizerdeutsch als die herrschende «langue des affaires» lernen – womit sie gezwungenermassen schon begonnen haben –, so müssen wir uns nicht wundern, dass wir von ihnen nur noch unter dem Gesichtspunkt der «affaires» eingeschätzt werden und dass sie uns unser Engagement für eine immer noch vorwiegend schriftsprachlich bestimmte Kultur nicht mehr abnehmen. Und schliesslich: Wollen wir mit einem sturen Festhalten an der Mundart der Romanisierung Vorschub leisten? (So hat die Stadt Biel jetzt schon mehr Schüler in den französischen als in den deutschen Klassen, weil es für echte Bilingues wie für die vielen Ausländer viel einfacher ist, eine Schulsprache zu erlernen, die sie in der Form auch im täglichen Leben brauchen können.)

2. Dadurch dass immer mehr Schweizerdeutsch gesprochen wird, geraten die einzelnen Dialekte in einen intensiveren Kontakt untereinander. Die positive Folge ist, dass der Durchschnittsdeutschschweizer ausser dem eigenen noch viele, wenn nicht gar die Mehrzahl der andern in unserem Lande gesprochenen Dialekte einigermassen versteht (dass er also über eine pluridialektale passive Sprachkompetenz verfügt), sich oft auch in andern Dialekten ausdrücken kann. Die einzelnen Dialekte sind nun aber beileibe nicht gleichwertig – das Bild vom Schweizerhaus mit den gleichgrossen Stuben gehört zur Mythologie –, sondern sie stehen in einem Spannungsverhältnis zueinander. Sprecher archaischer oder in der Beliebtheitsskala niedrig eingeschätzter Mundarten müssen sich sprachlich anpassen: Der Walliser wird in Zürich seine Sprache nicht beibehalten können, obschon man sie vielleicht mag, aber eben doch nicht versteht, und der Nordostschweizer wird seinen an sich leicht verständlichen Dialekt eben doch modifizieren, um nicht negativ aufzufallen. Aber auch unter den Grossdialekten verhindern die mit ihnen verbundenen Einschätzungen letztlich eine demokratische Diskussion. Berndeutsch gilt zwar als gemütlich, aber als weniger intellektuell als zum Beispiel Baseldeutsch, so dass der Berner damit zu kämpfen hat, als vollwertiger intellektueller und nicht einfach regionalen Wertsystemen verpflichtete Gesprächspartner genommen zu werden, wogegen der Zürcher sich schon von seiner Sprache her berechtigt fühlt, als Vertreter der Deutschschweiz insgesamt aufzutreten. In einer hochdeutsch geführten Diskussion würden diese emotionalen, unsere Einstellungen aber weitgehend beeinflussenden sprachlichen Merkmale weitgehend wegfallen. Hochdeutsch könnte so – anders als in den dreissiger Jahren – gerade wieder die «demokratischere» Sprachform werden.

Die Angst vor einer Hegemonie eines Dialekts ist nicht unbegründet. Der Bund Schwyzertütsch will zwar alle Dialekte fördern, ist aber doch sehr stark auf den Raum Zürich konzentriert. Und nicht nur in den dreissiger Jahren ist der übrigen Deutschschweiz das Zürichdeutsche als Nationalsprache angeboten worden, sondern auch wieder in letzter Zeit, als «Schwyzertütsch passe-partout» in Lehrmittelform. Wenn aber der weitere Ausbau des Schweizerdeutschen bedeutete, dass der nicht gerade einer privilegierten Mundartgemeinschaft angehörende Schweizer unter seinem Dialekt zu leiden hat, dann würde uns die totale Abkehr vom Hochdeutschen nicht nur die Isolation vom Ausland und die kommunikative Abspaltung der eine romanische Sprache redenden Landesteile bringen, sondern auch Unzufriedenheit im dialektal-deutschsprachigen Bereich. Die Mundart als Symbol für Demokratie und Regionalität würde pervertiert und zum Zwangsmittel für die Errichtung einer von wenigen städtischen Zentren ausgehenden Monopolkultur.

Der Bund Schwyzertütsch wird sich hüten, dieser Entwicklung ideologische Schützenhilfe zu leisten *Roland Ris*

(Der Artikel von Roland Ris ist übernommen aus «Schweizerdeutsch», Vierteljahresdruck des Bundes des Schwyzertütsch, 1981/3)

«Bärndütsch»

Der Francke-Verlag in Bern gibt die seinerzeit berühmte Buchreihe «Bärndütsch als Spiegel bernischen Volkstums» von *Emanuel Friedli* (1846–1939) neu heraus. Es sind 7 dicke, durch Bilder und Zeichnungen reich illustrierte Bände über die bernischen Landschaften Oberaargau, Emmental, Seeland (zwei Bände), Guggisberg, Grindelwald und Saanen, erschienen in den Jahren 1904–1927: eingehende, liebevolle Darstellungen von Land und Leuten, Feld und Flur, Haus und Stall, Gerät und Geschirr, Kleidung und Nahrung, Handel und Wandel, Arbeit und Spiel, Kirche und Schule, Sitte und Brauch usw., der schriftdeutsche Text gespickt mit den entsprechenden mundartlichen Wörtern und Wendungen in einer lautnahen Schreibweise – ein Dokumentarwerk ersten Ranges. *Rudolf Trüb*